



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bücherschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

genommen hat, läßt in ihren einzelnen Erscheinungen mitunter doch schon die Andeutung durchblicken, als ob man die wirtschaftlich verhängnisvollen Folgen eines nationalistischen Fanatismus in der polnischen Politik stärker zu fühlen beginnt.

Unsere eigne Lage sieht freilich trostlos genug aus. Die letzte Woche hat das vorläufige Scheitern der Bemühungen um die *R e p a r a t i o n s = a n l e i h e* gebracht, und so hängt der politische Himmel wieder voll schwerer Wolken. Dennoch fehlt es nicht an Lichtblicken, die einem ungetriebten Auge die Hoffnung geben, daß auch hier das Maß erreicht ist. Die Bäume wachsen nun einmal nicht in den Himmel. W. v. M a s s o w.

Bücherschau.

Neue Schweizer Dichtung.

Wenn man den Anteil überblickt, den das schweizerische Schrifttum an der gesamtdeutschen Literatur hat, so liegt es nahe, zunächst etwa an J. S. Pestalozzi, Gottfried Keller und C. F. Meyer, weiterhin etwa an Karl Spitteler und Joseph Victor Widmann zu denken. Um sie gruppieren sich dann in zweiter Reihe die etwas jüngeren Zeitgenossen wie Federer, Stegemann, A. Frey, Jegerlehner, Huggenberger, Jakob Schaffner, Zahn u. a., die teils Schweizer der Geburt nach sind oder aber mit Vorliebe ihre Stoffe aus der schweizerischen Umwelt geholt haben. Die deutschen Literaturfreunde haben sich im wesentlichen um diese deutschschweizerische Literatur gekümmert, da man in ihr mit Recht nach Gottfried Kellers bekanntem Ausspruch eine geistige Provinz des an keine politischen Grenzen gebundenen Deutschtums erblickt. Nun stellt aber bekanntermaßen die Schweiz als politisches Gebilde ein Haus dar, in welchem drei Familien verschiedenen Geblüts unter einem Dach zu wohnen gezwungen sind. Daß dies nicht immer friedlich und schiedlich geschieht, weiß man, aber verglichen mit dem, was in anderen Ländern Söhne desselben Bluts und derselben Sprache an Zank und Streit gegeneinander aufbringen, ist das Verhältnis immer noch erträglich. Und so ist es bezeichnend, daß es gerade neuerdings auf schweizerischem Boden Verlagsunternehmungen gibt, die es sich angelegen sein lassen, den deutschsprechenden Schweizern und Nichtschweizern auch diejenigen Werke wenigstens in Auswahl zu vermitteln, die auf dem Boden der welschen Schweiz entstanden sind. Es kann nicht überraschen, daß gerade in solchen Verlagshäusern auch kosmopolitische und pazifistische Grundgedanken ihre Heimstatt finden. Dem Andersgesinnten wird es unbenommen bleiben, demgegenüber mit der eigenen Meinung nicht zurückzuhalten. Andererseits aber wird der unparteiische Beobachter geistiger Entwicklungen seine Freude daran haben, wenn er unter den neuen Namen der jungen Schweiz schöpferische Kräfte entdeckt, bei denen das deutschblütige oder fremdblütige Element untergeht im allgemeinen schweizerischen Heimatbewußtsein und somit aus der Scholle, das will in diesem Falle sagen, aus der Luft der heimatischen Berge und Täler seine Kraft und Wirkung zieht.

Gedanken dieser Art kann eine Büchersendung anregen, die mir vor einiger Zeit von dem rührigen in Basel beheimateten R h e i n b e r l a g zugekommen ist. Alte und neue Namen deutsch- und welschschweizerischer Herkunft klingen da friedlich nebeneinander auf und der Gewinn der Lektüre besteht

darin, daß man neben manchem geschmackvollen Talent auch mit einer so kraftvollen Eigenart bekannt wird, wie sie aus den weiterhin noch näher zu würdigenden gesammelten Werken von C. F. Ramuz hervortritt.

Hugo Marti, ein junger Berner, ist mit zwei ganz verschiedenartigen Werken vertreten, zunächst mit einem innig zarten, aber dichterisch starken Legendenbuch „Das Kirchlein zu den sieben Wundern“. Es berichtet mancherlei im glücklich gewählten Stil alter Chroniken von zarter Liebfrauenminne und webt in der anmutigen Baseler Landschaft mit dem fernen Duft der Juraberge um die makellos schöne, stolz-demütige Gestalt der Jungfrau Maria einen Kranz von Begebenheiten, die alle eng mit dem Kirchlein in den wilden Rosen zusammenhängen. Der Dichter besitzt die seltene Kraft, auch dem Ungläubigen seine Wunder glaubhaft zu machen, und so ist wohl nach Kellers sieben Legenden kaum ein so echtes Volksbuch dieser besonderen Art geschaffen worden.

Ganz anders ist die ostpreußische Erzählung „Das Haus am Haff“. Wunder und Legenden sind vergessen und die Gegenwart mit der zerrissenen modernen Seele behauptet ihr Recht. Mit seltener künstlerischer Feinfühligkeit hat Hugo Marti sich in die für einen Schweizer so fremd geartete Landschaft der weiten vordutschen Ebenen vertieft, hat den ganzen Zauber dieses einsamen schwermütigen Landes erfasst und schildert psychologisch unkomplizierte Vorgänge, die gerade durch ihre Einfachheit eine tragische Größe gewinnen. Der lastende Druck der umgebenden Natur hemmt die Bewegungsfähigkeit, und so geht Hans von Dohm an seiner Liebe zu der zarten kranken Frau seines Onkels zugrunde.

In eine ganz andere Welt versetzt Theodor Bohners Novellenbuch „Liebendes, Lachendes Rom“. Der Verfasser, seit seiner biographischen Erzählung „Kwabbla“ bereits mit Anerkennung genannt, ist in Rom zu Hause fast wie ein Einheimischer. Aber nicht in dem Rom der künstlerischen und geschichtlichen Ueberlieferung, sondern in den Winkelgassen des römischen Kleinbürgertums. Ihre Freuden und Leiden, ihre Lügen und Listen, ihre kleinen Gefinnungen und großen Gesten hat er belauscht. Humor und Ironie haben den Stift geführt, mit dem er diese Erlebnisse des Alltags festhält.

Auch eine große Stadt bildet den Hintergrund des Romans „Die Goldsucher von Wien“ von Peter Hamp, aber es ist nicht lachender Humor, sondern bittere Satire, die den Grundton der Darstellung ausmacht. Handelt es sich doch in diesem Werk um nichts anderes als um das sterbende Wien und die Nasgeier, die den edlen Leichnam zerfleischen, nämlich die Schieber, denen über einem Millionengeschäft jedes Empfinden für das langsame Verbluten eines ganzen Volkes ersticht ist. Der Hauptwert des Romans liegt nicht in seiner künstlerischen Formung, sondern in dem mit unheimlicher Schärfe gezeichneten Tatsachenbild: er wird somit zum menschlichen Dokument von unserer Zeiten Schmach und Niedergang.

Erfreulich ist das Buch des talentvollen Hermann Kurz, der in dem Roman „Die Kunde“ (geb. 25.— W.) das Leben und Treiben der Bürger eines kleinen Städtchens schildert. Gespannt verfolgt man die Schicksale der Einzelnen, verfolgt die Fäden, die vom Stammvater „die Kunde“ ausgehen und ihre Wirkungen bis in die folgende Generation ausüben. Tüchtigkeit und Fleiß gewinnen die Oberhand, und getrost legen wir das Buch zur Seite, denn Joseph, der junge Held, übernimmt nach vielfachen Abweichungen

und Zähnißten das geistige Erbe des Seifenieders Lauber, der durch seinen klugen Kopf allmählich der Beherrscher der ganzen Kunde geworden war.

*

Auf ein anderes Gebiet verweist „Das Lächeln Voltaires“. Ein Buch in diese Zeit von Zwan Goll. Zwan Goll gibt in seinem kleinen geschmackvoll ausgestatteten Werk Aussprüche, Aufsätze und Pamphlete des alternden Philosophen von Ferney, der aus der Einsamkeit heraus die Geschichte der Welt verfolgt und selber mitregiert. Unglaublich modern nutzen uns diese Auszüge aus seinem berühmten „Dictionnaire philosophique“ an: er läßt alle Ueberzeugungen der Menge vor der Fronte seines Geistes vorüberziehen und mit unglaublicher Schärfe deckt er die Schwächen und den Uberglauben seiner Zeit auf. Einige wenige Briefe sind dem Bande beigegeben, in denen hauptsächlich der „Diplomat“ Voltaire zu Worte kommt. Zwan Goll hat geschickt die köstlichsten Aufsätze aus dieser Zeit gesammelt und meisterlich überfetzt. Vorangestellt ist ihnen die Totenmaske Voltaires, mit dem vielfältigen geheimnisvollen Lächeln, das fast zum Grinsen ausartet. Wer an einer Lektüre Gefallen findet, in der gezeigt wird, wie alles Elend der Menschen daraus entsteht, daß sie sich immer so ernst nehmen, der greife zu dem Buch.

*

Es bleiben noch zu erwähnen zwei Gedichtsammlungen von jungen Schweizern „Das rechte Leben“ von Konrad Bänninger und „Wegzehrung“ von Albert Steffen. Beide Dichter sind keine Neulinge; Bänninger ist schon früher mit zwei Gedichtbänden herausgekommen und Albert Steffen hinlänglich bekannt durch seine mythisch gefärbten Romane. Auch in der „Wegzehrung“ offenbart sich sein Hang zum Visionären. Sein künstlerischer Ausdruck ist spröde; gedanklich erinnert er an Dostojewski, in der Form etwa an Werfel, wenn auch sein Vortrag etwas ruhiger ist als bei diesem Ekstatiker des religiösen Gefühls. Das Urmotiv seines Dichtens prägt sich wohl am glücklichsten aus in seinem eigenen Wort: „Das Wörtchen Liebe lag auf Seinem Mund, — Und es bewegte sich das Weltenrund“. — Ein starkes lyrisches Talent ist Konrad Bänninger. In freien Rhythmen verkündet er religiöse und philosophische Spruchweisheit, die dann und wann an die aphoristische Art des Cherubinischen Wandersmannes erinnert.

Hermann Kesser hat 23 Zeichnungen Ferdinand Hodlers herausgegeben und mit einem geistreichen Essay eingeleitet, der freilich in seiner kritiklosen Bewunderung des schweizerischen Malers über das Ziel hinauschießt. — Otto Hinrichsen setzt sich im „Umgang mit sich selbst“ selbstverständlich als rechter Schweizer mit der Psychoanalyse auseinander, bringt in zwölf Briefen an eine Freundin viel wertvolle Fingerzeige für die Selbsterkenntnis, indem er alle Schleichwege der Seele belauscht, alle Hemmungen aufdeckt, hinter die sich das Unterbewußtsein des Menschen verschanzt. In leicht hingeplaudertem Ton nimmt er Stellung zu allen modernen psychologischen Anschauungen. Das Buch ist etwas zu breit angelegt, störend wirkt die Neigung des Verfassers, eigene Gedichte oder, sagen wir, Reimgefüge in den Zusammenhang einzuschmuggeln; sie könnten ohne Schaden ganz gut wegbleiben.

*

Und nun zum Schluß ein paar verweilende Worte über und — für C. F. Ramuz. Die Schweiz erkennt in ihm eine ihrer stärksten schöpferischen

Kräfte und hat ihm erst kürzlich als Ausdruck ihrer Gesinnung den heimatischen Schillerpreis verliehen. Die in drei Bänden vorliegende, unter Mitwirkung des Dichters selbst besorgte deutsche Uebersetzung von Ferdinand Baur erwirbt sich das Verdienst, diesen Dichter zum ersten Male auch dem deutschen Leser bekannt zu machen. Der Uebersetzer stellt eine Einführung voran, die mit verständnisvoller Liebe das Bild dieses waadtländischen Künstlers zeichnet. Gleich dem Helden eines seiner früheren Romane (so erfährt man aus dieser Einleitung) hat sich Ramuz in einer offen zutage liegenden Entwicklung aus dem abgeschliffenen Großstadtleben zu den fernhaften Gestalten des tiefen und breiten Volkstums heimgefunden. Er wird in erster Reihe zu einem Bauernschilderer von packender Wahrhaftigkeit, von einer knorrigen Plastik, deren Wesen innigste Verwandtschaft zeigt mit dem, was Ferdinand Hodler mit den Mitteln seiner Kunst zum Ausdruck zu bringen wußte. Diese Sprachwirkung in ihrer granitenen Einfachheit ist es, was zunächst auffällt und in Baur's ausgezeichnete Uebersetzung auch tatsächlich mit vollendeter Feinspürigkeit nachgeschaffen ist. Mit Recht aber betont der Verdeutscher, daß das Wesentlichste an Ramuz der seelische Gehalt ist, für den die sprachliche Eigenprägung nur die kongeniale äußere Form darstellt. In den kleinen Novellen sowohl, die den ersten Band neben einigen Gedichten füllen, als in den beiden Romanen „Das Regiment des Bösen“ und „Es geschehen Zeichen“ ist die Quelle der schöpferischen Auswirkung ein religiöses Empfinden von leidenschaftlicher Intimität. Es steht über den festumzirkten Bekenntnissen und vermag darum das katholische Wallis in ebenso zwingender Bildhaftigkeit zu versinnlichen, wie das protestantische Waadtland. Glauben und Aberglauben, verzückte Vision und mystische Inbrunst sind in Farbe und Form mit so drängender Kraft in das Reich heutiger Wirklichkeit hineingepflanzt, daß man, um beim Malervergleich zu bleiben, über Hodler hinaus an die ergreifenden Holzschnittwirkungen der mittelalterlichen Passionalen denken muß. Wie von selbst hebt sich, beslügelt vom Inhalt, seine Prosa empor zu rhythmisch beschwingter Sprache; gerade in dieser Hinsicht erweist sich der deutsche Vermittler als ein Nachdichter von hohem Rang, der namentlich in der Nachschaffung der Ramuzschen Landschaftsbilder seinem eigenwilligen Vorbild auch nicht das Geringste schuldig bleibt. Angesichts der starken Wirkung, die von den drei (übrigens mit erlesenem Geschmack ausgestatteten) Bänden ausgeht, möchte man hoffen, daß es sich nur um eine erste Abschlagszahlung handelt: man wird begierig, auch das übrige schon ziemlich umfangliche Lebenswerk dieses Welschschweizers vor einer weiteren Öffentlichkeit ausgebreitet zu sehen.

Bernhard Arne.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
 Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.